

Mehr Ehrgeiz

Ist eine Einigung über die Ziele der Ökumene möglich?

2017 war das erste Gedächtnisjahr der Reformation, das von evangelischer Seite aus nicht anti-katholisch angelegt war und auf katholischer Seite nicht anti-protestantische Affekte ausgelöst hat. Das ist ein Pfund, mit dem man wuchern kann.¹ Zinsen und Zinseszinsen werden aber nur dann verbucht werden können, wenn bei allen schönen Feiern und neu entdeckten Gemeinsamkeiten weder Selbstzufriedenheit herrscht noch die Unterschiede zwischen Evangelisch und Katholisch verwischt werden. Es lähmt, wenn die christlichen Kirchen sich vorwiegend mit sich selbst und ihren wechselseitigen Beziehungen beschäftigen, nicht aber in erster Linie darauf bedacht sind, in der Welt von heute die Spuren des Evangeliums zu lesen und das Wort Gottes verständlich zu machen. Ökumene und Mission, um es traditionell zu formulieren, gehören genuin zusammen.

Eine Klärung ökumenischer Zielvorstellungen ist ein Schlüssel dafür, die Glaubwürdigkeitskrise zu überwinden, die durch die Kirchenspaltung verursacht ist, und die Kommunikationschancen zu nutzen, die durch die konfessionelle Pluralisierung entstanden sind.² Von einem abgestimmten, einem ambitionierten und farbigen Zukunftsbild sind die christlichen Kirchen aber weit entfernt. Im gemeinsamen Wort der Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland zu

500 Jahren Reformation »Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen« steht: »Es muss offen gesagt werden, dass es heute keine gemeinsame Sicht der kirchlichen Einheit gibt, die wir zu suchen haben.« Die Charta Oecumenica sprach zwar 2003 von »sichtbarer Einheit« als gemeinsamem Ziel der multilateralen Ökumene; inzwischen gilt diese Wendung aber eher als katholisches Sondergut, während für die evangelische Seite die »versöhnte Verschiedenheit« typisch sei, obgleich die Formel genuin immer mit »Einheit« verbunden gewesen ist.

Erst in letzter Zeit hat sich das Sprachspiel wieder geändert. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Heinrich Bedford-Strohm, hat prominent in der Wittenberger Schlosskirche beim Gottesdienst am 31. Oktober 2017 von »sichtbarer Einheit in versöhnter Verschiedenheit« gesprochen; auch Papst Franziskus und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, haben die Kombination verwendet. Das *wording* ist ein gutes Zeichen. Es löst allerdings noch kein Problem. Weder sind die leitenden Begriffe und ihre wechselseitigen Verhältnisse klar, noch herrscht Einigkeit oder auch nur eine halbwegs deutliche Vorstellung davon, wie sich Einheit in Vielfalt und Vielfalt in Einheit ökumenisch konkretisieren können.

Katholische Weite – und Enge

Wolfgang Huber hat bereits 2017 bei seiner Dankesrede zur Entgegennahme des Ehrendoktors, den ihm die Katholisch-Theologische Fakultät Bochum zusammen mit Karl Lehmann verliehen hat, kritisiert, dass in evangelischen Gottesdiensten beim Credo teils nicht die »katholische«, sondern die »christliche Kirche« bekannt werde; er hat aber mit demselben Nachdruck

unterstrichen, dass die eine die katholische Kirche ist: weltumspannend, vielfältig und nur dann mit dem Anspruch der Allgemeinheit glaubwürdig, wenn sie in allen Zeiten und Räumen je vor Ort ganz und gar Kirche ist. Er hat damit jene Kirche, die das »katholisch« auf ihre römischen Fahnen schreibt, daran erinnert, welches Versprechen sie mit ihrer Selbstbezeichnung ablegt, und gefragt, wie sie es einzulösen gedenkt.

Die Antwort fällt ernüchternd aus. Zwar gibt es keine andere Kirche, die so weltumspannend, so bunt, so vielseitig kulturell verwurzelt ist wie die katholische; sie ist auch eine Kirche mit einem lebendigen Gedächtnis ihrer eigenen Geschichte, so dass sie, nach dem Diktum von Gilbert Keith Chesterton, die größte Demokratie der Welt ist, weil in ihr auch die Toten Stimmrecht haben. Doch was macht sie aus dieser großen Möglichkeit in der Ökumene?³

Es hat den Anschein, als sei die katholische Kirche an keiner anderen Stelle dogmatisch so streng wie im Verhältnis zum Protestantismus. Auch wenn von Transsubstantiation bis auf kleine Runden von katholischen Dogmatikern nie die Rede ist – in der evangelisch-katholischen Ökumene (nicht im Dialog mit der Orthodoxie) wird gefordert, die Theorie zum Schibboleth zu machen. Auch wenn im weltweiten Katholizismus die Formen der Marien- und der Heiligenverehrung sehr unterschiedlich ausgeprägt sind, wird regelmäßig moniert, dass sie auf evangelischer Seite fehlten. Jede kleine Differenz in ethischen Grenzfragen wird zu einem Grundkonflikt hochstilisiert, so als ob es keine Gemeinsamkeit gäbe, wenn keine hundertprozentige Übereinstimmung herrscht.

Im Verhältnis zu anderen Konfessionen ist die katholische Kirche weit offener. Die Orthodoxen werden selbstverständlich als Kirche anerkannt, auch wenn sie den Papst nicht als Ober-

haupt sehen. Die Anaphora von Addai und Mari, die für die assyrische Kirche charakteristisch sind, wurden 2001 von Rom als gültig akzeptiert, auch wenn sie keinen Einsetzungsbericht haben – weil die Intention die richtige sei. In vielen ökumenischen Gesprächen werden mit langem Atem nach der Methode des differenzierten Konsenses Glaubensstreitigkeiten aus der Alten Kirche bearbeitet, um den überkommenen Vorwurf der Häresie zu entkräften und die theologische Gemeinsamkeit in einer Vielfalt legitimier Denkformen zu stärken.

In ihren eigenen Reihen achtet die katholische Kirche gleichfalls darauf, dass nicht alle im Gleichschritt marschieren müssen. Die unierten Kirchen des Ostens haben ein eigenes Gesetzbuch und eine eigene Liturgie; sie kennen verheiratete Priester; unter dem Schirm des Papstes genießen sie große Autonomie.

Theologische Charakteristik – und Profilneurose

Im Verhältnis zum Protestantismus fehlt es der katholischen Kirche an jener souveränen Gelassenheit, zu der sie an sich fähig ist, weil sie auf das Langzeitgedächtnis einer Institution vertrauen darf, die ihrer selbst gewiss ist, auf die Stilsicherheit einer Liturgie, die oft kopiert wird, auf die Siebenzahl der Sakramente, die während der ganzen Lebenszeit von Menschen sichtbare Zeichen der Gnade setzen, und weil sie vor allem auf eine Fülle von Gläubigen bauen kann, die sich, weil sie katholisch sind, nicht gegen andere Konfessionen definieren, sondern auf die Energie der eigenen Tradition setzen, deren Fluss immer neue Verbindungen zwischen Zeiten und Räumen, aber auch immer neue Formen verbindlichen und verbindenden Christseins hervorgebracht hat.

Freilich ist diese große Stärke die Kehrseite einer großen Schwäche: Dem Katholizismus fällt es notorisch schwer, zu verstehen, warum es Christinnen und Christen gibt, die nicht katholisch sein wollen. In der katholischen DNA scheint ein Gen zu fehlen, mit dem Alternativen erkannt und anerkannt werden können: einen anderen Typ Kirche, eine andere Form der Christusfrömmigkeit, eine andere Verhältnisbestimmung von Glaube und Gewissen, Evangelium und Gesetz, Kirche und Freiheit.

Aber diese Diagnose wäre falsch. Wenn es einen Gendefekt gäbe, wäre er erst durch die Konfessionalisierung der Neuzeit entstanden. Im Neuen Testament kommt eine große Fülle von verschiedenen Traditionen zusammen, das Evangelium zu verkünden und zu verstehen: juden- und heidenchristliche, paulinische, petrinische und johanneische, griechische und römische, städtische und dörfliche. Ganz sicher gilt nicht *anything goes*, vielmehr werden in der Christologie, in der Heilsbotschaft und in der Ethik klare Zeichen gesetzt: Wer die Einheit Gottes leugnet, des Schöpfers und Erlösers, wer Jesus nicht als Sohn Gottes bekennt, wer die Rechtfertigung von Werken des Gesetzes abhängig machen will, wer sich krassen sexuellen Fehlverhaltens schuldig macht, wird aus der Kirche ausgeschlossen – zum Schutz der Gemeinde und zum eigenen Heil, damit eine bessere Einsicht wachsen kann. Aber die Grenzen, innerhalb derer sich Gläubige und Gemeinden in der einen Kirche zusammengefunden haben, sind weit – und durchlässig: so dass Menschen von außen einen Weg nach innen finden können und die Kirche weiter wachsen kann.

Auch in der Alten Kirche ist mit harten Bandagen gekämpft worden. Es hat legitime Kontroversen und ungerechtfertigte Exkommunikationen gegeben. Aber im Ganzen sind die Konflikt-

fähigkeit, das Differenzierungsvermögen und die Spannweite theologischer Ansätze, liturgischer Praktiken, katechetischer Formen, kirchlicher Strukturen und diakonischer Initiativen größer als nach dem manifesten Auseinandergehen von Ost und West, vor allem aber nach der Trennung in der lateinischen Kirche zwischen Katholizismus und Protestantismus. Es ist für die Neuzeit typisch, Identität durch Disziplin und Doktrin zu definieren. Das hat zu Verhärtungen geführt, die keiner Seite gutgetan haben. Die Gegenwart erlaubt und erfordert es, den Blick zu weiten.

Ökumenischer Reichtum – und Auftrag

Die katholische Kirche hat in ihrer DNA einen breiten Zugang zu Pluralität: Sie versteht gerne die Vielfalt als Reichtum. Für sie ist es typisch, nicht das »allein« und »nur«, sondern das »und«, das »sowohl ... als auch« zu betonen. Sie schöpft gerne aus dem Vollen. Das wird ihr von Kritikern – nicht immer ganz zu Unrecht – als mangelnde Denkschärfe und als Ausdruck zu großer Harmoniesucht ausgelegt, ist aber im Ansatz klug und weise, weil das Geheimnis Gottes nicht in einer Formel zu fassen ist und weil sich jede kritische Alternative eo ipso selbst relativiert.

Gegenüber der reformatorischen Bewegung hat es aber lange Zeit am Willen und wohl auch am Können gefehlt, den Reichtum zu erkennen, der in der Breite und Tiefe der evangelischen Bewegungen entstanden ist. Erst das Zweite Vatikanische Konzil wendet den Blick, wenngleich in einem zeitbedingt arg paternalistischen Gestus: Die Liebe zur Heiligen Schrift sei wertzuschätzen, die Taufe werde anerkannt und würdig gefeiert; in der Feier des Abendmahles werde die lebendige Gemeinschaft

mit Christus geglaubt. Beim Buß- und Versöhnungsgottesdienst, der aus Anlass von 500 Jahren Reformation am 11. März 2017 in Hildesheim gefeiert worden ist, werden weitere Punkte genannt: das gemeinsame Verständnis der Rechtfertigungslehre mit der protestantischen Kritik an der Werkgerechtigkeit, die verantwortungsvolle Arbeit der Synoden und der starke Einsatz in der Diakonie. »Liebe evangelische Glaubensgeschwister: Wir danken Gott, dass es Sie gibt und dass Sie den Namen Jesu Christi tragen.«

An dieser Stelle gilt es, nicht stehenzubleiben, sondern weiter voranzugehen. Das ist der heutige Kairos ökumenischer Gespräche. Evangelische und katholische Gläubige müssen einander erzählen, worin sie ihre und der anderen Stärken und Schwächen sehen – dies nicht mit dem Ziel, ekklesiale Leistungsbilanzen zu erstellen, sondern mit der Absicht, vor Gott und den Nächsten zur Umkehr zu finden, einander als Brüder und Schwestern im Glauben anzuerkennen und nach Wegen für ein Glaubenszeugnis in Wort und Tat zu suchen, das durch die wechselseitigen Beziehungen verifiziert wird.⁴

Wenn Vielfalt in der katholischen Theologie und Kirche nicht zuerst als Irritation, sondern als möglicher Reichtum gesehen wird, ist noch lange nicht jede Variation dogmatisch affirmiert und internalisiert. Aber es öffnen sich weit mehr Möglichkeiten der Anerkennung einer protestantischen Identität, eines evangelischen Charismas und einer eigenen lutherischen, reformierten, methodistischen, baptistischen Sendung, als dies nach »Dominus Iesus«, dem Diktum der Glaubenskongregation 2000, es handelte sich nicht um Kirchen »im eigentlichen Sinn« des Wortes, möglich schien. Die Anerkennung kann sich nicht nur auf einzelne Gläubige beziehen, wie etwa auf Dietrich Bonhoeffer, der in katholischen Kirchen wie ein Heiliger

verehrt wird, sondern muss sich auch auf die Gemeinschaften beziehen, in denen die Gläubigen zuhause sind, weil sie die Taufe empfangen haben und ihr Leben als Christenmenschen führen.⁵

Missionarischer Aufbruch – und Dialog

Die Einheit, nach der die ökumenische Bewegung sucht, ist nicht erst etwas, das es in Zukunft zu schmieden gälte. Die Einheit ist der Kirche vielmehr in Jesus Christus vorgegeben. Er ist für alle Christusgläubigen der eine und einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen (1 Tim 2,5–6) – und er gibt so viele Mittel an die Hand, wie es Verbindungen braucht. Er ist »der Weg« zum Vater (Joh 14,6) – auf dem so viele Wege verlaufen, wie es Menschen gibt.⁶

Das Urchristentum ist, stimuliert und inspiriert durch Jesus, mit der Botschaft unterwegs, dass es einen Gott für alle gibt: Jeder Mensch, ob Magd oder Kaiser, hat ein und denselben Gott über sich und hoffentlich auch in sich. Weil es nur einen Gott für alle gibt, soll es auch eine Kirche für alle geben: für Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Männer und Frauen (Gal 3,28). In fulminanten Zeugnissen reflexiven Glaubens wird vom einen Gott her über die eine Taufe ein Zusammenhang mit dem einen Leib der Kirche gesehen (Eph 4,4ff.).

Paulus, der die unverbrauchte, aber auch unverarbeitete Metapher des Leibes Christi geprägt hat (1 Kor 12,12–27; Röm 12,4ff.), stellt ein uraltes Modell politischer Theologie vom Kopf auf die Füße. Während es bei den Griechen und Römern immer wieder die Armen zur Räson bringen sollte, stärkt Paulus die Schwachen und ruft die Starken zur Solidarität: Je mehr Ein-

heit, desto mehr Vielfalt; je mehr Vielfalt, desto mehr Einheit. Weil Einheit und Vielfalt nicht allein quantitativ, sondern zuerst qualitativ gedacht werden, entsteht Einheit durch Vielfalt und Vielfalt durch Einheit: Vielfalt dadurch, dass der eine Geist, der eine Herr, der eine Gott eine Verschiedenheit von Geistesgaben hervorbringt; Einheit dadurch, dass die Vielen zusammenfinden und einander anerkennen, unterstützen und wirken lassen, indem sie sich auf Jesus Christus und durch ihn im Geist auf Gott, den Vater, beziehen (1 Kor 12,4–11).

Üblich ist es, die Charismen nur auf Einzelne zu deuten, ihre Begabungen und Kompetenzen, die sie erhalten haben, um anderen zu dienen und sich von anderen helfen zu lassen. Tatsächlich hat Paulus so gedacht. Eine Übertragung auf das Miteinander von Kirchen ist aber nicht ausgeschlossen. Paulus selbst hat bei seinem Rückblick auf das Apostelkonzil geschrieben, der Durchbruch in Jerusalem, die antiochenische Völkermission anzuerkennen und ihren eigenen Weg gehen zu lassen, sei deshalb erfolgt, weil die Säulen der Kirche, Jakobus, Petrus und Johannes, die »Gnade« erkannten, die Gott durch die Hände des Paulus und seiner Mitstreiter gewirkt habe (Gal 2,1–11). Die »Gnade« meint: ihre Fähigkeit, Menschen aus den Heidenvölkern für den Glauben zu begeistern und durch die Taufe in die Kirche zu führen.

Dieser Paradigmenwechsel steht der Ökumene noch bevor: Das Zweite Vatikanische Konzil hat die »Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften«, die aus der Reformation hervorgegangen sind, als »Mittel des Heiles« erkannt, die Gott gut und gerne genutzt habe – wie die katholische Kirche selbst. Was das ökumenisch heißt, ist längst nicht ausgemacht.

Kirchliche Gemeinschaft – und Reform

Der biblische Begriff für die Einheit der Kirche ist »Gemeinschaft«, griechisch: »koinonia«, lateinisch: »communio«. Paulus hat ihn geprägt. Koinonia ist eine Gemeinschaft, die nicht durch Kompromisse oder Interessensabgleiche entsteht, nicht durch das Verwischen von Unterschieden und nicht durch die Unterdrückung von Konflikten. Koinonia ist eine Einheit, die durch Teilhabe entsteht. Es gibt einen Dritten im Bunde – der in Wahrheit der Erste ist: Gott selbst. Paulus schaut auf Jesus Christus, der durch sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung allen, die an ihn glauben, Anteil an seiner Gemeinschaft mit Gott, dem Vater, gibt (1 Kor 10,16f.). Das wird in der Eucharistie gefeiert; deshalb ist eucharistische Gemeinschaft zentral für die Ökumene und für jede Kirche.

Zum Begriff der Koinonia gehören notwendig Einheit und Vielfalt. Ohne die Einheit in Christus gäbe es so wenig eine Gemeinschaft jedes einzelnen Gliedes oder jeder einzelnen Kirche mit Jesus Christus, wie es ohne die Vielfalt derer, die an Leib und Blut Christi teilhaben, zu einer Gemeinschaft untereinander käme, die mit Jesus Christus verbindet. Was aber bedeutet dies für das katholisch-evangelische Verhältnis, wenn doch unbestritten die evangelischen Christinnen und Christen in ihren Kirchen an den dreieinen Gott glauben, an die Erlösung durch Christus, an die Sendung des Geistes und die Vollendung des Reiches Gottes? Ja, demoskopische Untersuchungen zeigen regelmäßig, dass die Zustimmungsqoten zu den Artikeln des Glaubensbekenntnisses auf katholischer Seite deutlich höher als auf evangelischer sind. Aber das sagt nichts über die theologische Qualität der Glaubensgemeinschaften. Bis auf Marginalien sind der Kanon der Heiligen Schrift und das Credo identisch.

Das Vaterunser wird hier wie dort gebetet. Auch die evangelischen Liturgien sind offenkundig eng verwandt mit den katholischen Andachten, Wortgottesdiensten und Eucharistiefiern. Wer wollte im Ernst sagen, der Einsatz für die Armen, für die Bewahrung der Schöpfung, für mehr Gerechtigkeit sei bei Katholiken stärker ausgeprägt als bei Protestanten? Es gibt offenkundig sehr viel »Kirche« auf evangelischer Seite, wenn man strengste katholische Maßstäbe anlegt. Soll etwa gefordert werden, die Evangelischen müssten erst katholisch werden, bevor sie dann auch als Kirche anerkannt werden könnten? Das wäre absurd; es wäre unterkomplex; die katholische Ekklesiologie bliebe unter ihren eigenen Möglichkeiten.

Sie rettet sich, indem sie Grade der Gemeinschaft unterscheidet: Mit den Evangelischen sei durchaus eine Kirchengemeinschaft gegeben, aber sie sei nicht vollkommen, was sich an »Defekten« im Verständnis und in der Praxis der Ordination zum kirchlichen Amt zeige. Der wesentliche »Defekt« besteht aber, alle innerevangelischen Unterschiede einmal beiseitegelassen, nach traditionellem Urteil in der fehlenden Gemeinschaft mit dem katholischen Episkopat und dem Papst, dem Bischof von Rom.

Konfessionelle Vielfalt – und Sichtbarkeit

Tatsächlich wird man von katholischer Seite aus höflich – nicht nur die Protestanten – fragen, wann endlich die überkommenen Vorbehalte gegen das Papsttum überwunden werden, die zur Zeit der Renaissance und des Absolutismus begründet scheinen mochten, seit dem 20. Jahrhundert aber, vorsichtig gesagt, erheblich an Plausibilität eingebüßt haben müssten. Es

wird auch nötig sein, das evangelische Bischofsamt zu stärken, wenn der Protestantismus keinen Sonderweg abseits von Katholizismus und Orthodoxie einschlagen will, so erfolgreich die Pentekostalen derzeit auch sind.

Es gibt – im ökumenischen Dialog – vielversprechende Ansätze und mehr als nur Ansätze. Solange es aber an einer Klärung in der Amtstheologie fehlt, muss der Bischof von Rom stellvertretend für alle Christusgläubigen die Stimme erheben – und es so tun, dass nicht die Spezialinteressen der katholischen Kirche verfolgt, sondern die Beiträge der Christenheit zur Humanisierung der Welt gebündelt und verstärkt werden. Ebenso müssen die katholischen Bischöfe den Dienst an der Einheit, um dessentwillen es sie gibt, so ausüben, dass sie nicht nur ihre Teilkirchen in der katholischen Kirche vertreten, sondern auch die Gemeinschaft mit den Orthodoxen und den Evangelischen stärken. Viel geschieht, aber es ist auch noch viel Luft nach oben – von der Beteiligung an der Auswahl der Kandidaten, mindestens nach dem Vorbild evangelischer Konsultationen auf Konzilien und Synoden, bis zum Coaching der eigenen Kirchengemeinden für ökumenische Partnerschaften.

Doch das reicht bei weitem nicht aus. Entscheidend ist der Blick auf die Art und Weise, wie die evangelischen Partnerinnen und Partner ihr Kirchesein sehen und praktizieren. Das Verhältnis des gemeinsamen – oder allgemeinen – Priestertums aller Getauften und des ordinierten Amtes ist evangelisch-theologisch differenziert zu bestimmen. Da hat es letzthin, auch in der Leuenberger Kirchengemeinschaft zwischen Lutheranern, Reformierten und Unierten, eine Bewegung gegeben, die von der katholischen Warte aus nicht immer aufmerksam genug verfolgt worden ist. Dass es vor Ort vielfach hakt und dann doch wieder das Abendmahl ohne Ordination – oder nur *pro*

loco et tempore – gefeiert wird, ist nicht zu übersehen, zumal wenn die Ekklesiologie dann doch wieder undifferenziert allein auf die Taufe gegründet wird; aber man wäre schlecht beraten, Ökumene als Suche nach Schwächen der anderen zu treiben und nicht nach deren Stärken.

Die katholische Kirche setzt sehr auf Sichtbarkeit – und muss aufpassen, nicht nur auf Riten und Institutionen, auf Farben und Gebäude, sondern auch auf die Menschen zu schauen, die glauben, lieben und hoffen: nicht nur in den eigenen Reihen. Die evangelische Kirche betont gerne die Unsichtbarkeit der wahren Kirche – und muss aufpassen, nicht dem Platonismus Tribut zu leisten, von dem die Bekenntnisschriften sich absetzen wollen, sondern gerade die Vielfalt an Begabungen und Erfahrungen, an Feierformen und Sozialaktionen sichtbar zu machen, die das Kirchesein ausmachen.

Christliche Mission – und Demut

Wenn von »versöhnter Verschiedenheit« gesprochen wird, ist der Blick zu sehr auf eine un gute Vergangenheit gerichtet, in der es nicht nur zwischen Katholisch und Evangelisch, sondern auch innerhalb des Protestantismus schwere Verletzungen und Verwundungen gegeben hat – wenn nicht der biblische Begriff der Versöhnung ausgelotet wird, der eschatologisch strukturiert ist und sich in der Gegenwart immer nur als Antizipation der Vollendung verstehen lässt. Wenn von »sichtbarer Einheit« gesprochen wird, steht zu sehr eine starre Größe vor Augen – wenn nicht der biblische Begriff der Einheit leitend ist, der durch Vielfalt konstituiert wird und sich theozentrisch erklärt, aus dem Wirken des Heiligen Geistes.

Die größte Sichtbarkeit erzielt die Kirche, wenn sie Menschen gewinnt, die Gott und den Nächsten lieben. Derzeit schwinden die Kräfte, die Menschen von heute an Institutionen binden, auch an die Kirche. Glaube, Hoffnung und Liebe nehmen aber nicht deshalb in gleichem Maße ab, auch wenn Ostdeutschland zum atheistischen Halbmond gehört, der von Tschechien bis Schweden reicht. Auf evangelischer wie katholischer Seite bilden sich neue Formen von Religiosität und Kirchengemeinschaft, die bunter, offener und individueller als früher sind. Das braucht kein Schaden zu sein, sondern kann zu einem großen Gewinn werden. Die ökumenische Bewegung muss für diese Entwicklungen mehr Aufmerksamkeit entwickeln.

Sie hat auch die Aufgabe, die binnenchristlichen mit den interreligiösen Beziehungen zu verbinden. Vor allem betrifft dies die Beziehungen zum Judentum, aber auch zum Islam. Der wichtigste Beitrag, den die Ökumene leisten kann, besteht darin zu zeigen, wie man eine kriegerische Vergangenheit zu überwinden vermag, ohne sie zu vergessen oder schönzureden, und wie durch Religionsfrieden der Friede in einer Gesellschaft gestärkt werden kann. Die Ökumene hat auch eine politische Aufgabe: zu zeigen, dass Vielfalt nicht entsolidarisiert und Einheit nicht uniformiert.

Freilich muss der Horizont weiter reichen. Es ist die Aufgabe aller Kirchen, im Gespräch mit den säkularen Zeitgenossen einerseits lernbereit zuzuhören und andererseits Zeugnis abzulegen, demütig und selbstbewusst.⁷ In der Breite der ökumenischen Bewegungen vergrößern sich die Chancen, kommunikative Schnittstellen zu bilden. Die katholische Kirche hat andere Möglichkeiten als die evangelische; ein wechselseitiger Austausch ist vonnöten – und vielfach vor Ort längst umgesetzt.

Die Ökumene ist der Ernstfall eines Gespräches, das nicht

nur Verständigung, sondern auch Veränderung will: der wechselseitigen Beziehung und dadurch auch derer, die miteinander reden. Das Motto gibt nicht der preußische General Helmuth Graf von Moltke vor: »Getrennt marschieren, vereint schlagen«, sondern Jesus von Nazareth: »Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden« (Joh 10,9). Diese Verheißung zu konkretisieren, ist Weg und Ziel der Ökumene.

- 8 Zu ausführlicherer Auseinandersetzung sei verwiesen auf Peter Knauer SJ, *Der Glaube kommt vom Hören – Ökumenische Fundamentaltheologie*, Norderstedt, BoD, neu bearbeitete 7. Auflage 2015.

Thomas Söding

Mehr Ehrgeiz

Ist eine Einigung über die Ziele der Ökumene möglich?

- 1 Vgl. Christoph Marksches, *Aufbruch oder Katerstimmung. Zur Lage nach dem Reformationsjubiläum*, Hamburg 2017.
- 2 Vgl. Uwe Swarat und Thomas Söding (Hg.), *Heillos gespalten? Segensreich erneuert? 500 Jahre Reformation in der Vielfalt ökumenischer Perspektiven (QD 277)*, Freiburg 2016.
- 3 Vgl. Walter Kasper, *Katholische Kirche. Wesen – Wirklichkeit – Sendung*, Freiburg 2011.
- 4 Vgl. Wolfgang Thönissen, *Dogma und Symbol. Eine ökumenische Hermeneutik*, Freiburg 2008.
- 5 *Zugänge öffnen zahlreiche Beiträge in: Wilhelm Damberg, Ute Gause, Isolde Karle und Thomas Söding (Hg.), Gottes Wort in der Geschichte. Reform und Reformation der Kirche*, Freiburg 2015.
- 6 Vgl. Joseph Ratzinger, *Salz der Erde. Christentum und katholische Kirche an der Jahrtausendwende. Ein Gespräch mit Peter Seewald*, Stuttgart 1996, 35.
- 7 Vgl. Lucian Hölscher, *Reformation und säkulare Gesellschaft*, in: *Stimmen der Zeit* 235 (2017) 651–661.